

**Wort-Gottes-Feier 05.07.2025 / 14. Sonntag im Jahreskreis C**  
**Ansprache Pastoralreferentin Andrea Rehn-Laryea**

Von Wölfen und Schafen können wir in der Heide auch reden.  
Ein kontroverses Thema, heiß diskutiert.  
Denn für die, die mit ihren Schnucken Landschaftspflege betreiben, ist die neue Anwesenheit von Wölfen eine ganz reale Gefahr.  
Als Jesus seine Freundinnen und Freunde aussendet, spitzt er das Bild noch zu: da sind die Wölfe in der Mehrheit.  
Was für eine Gefahr für die, die in diesem Bild die Schafe sind!  
Was steckt dahinter?  
In letzter Zeit wurde ich mehrfach darauf gestoßen, genau hinzuschauen, wann die biblischen Texte geschrieben wurden.  
Was war da gesellschaftspolitisch los?  
Was haben die ersten Christinnen und Christen in der Zeit erlebt?  
  
Wie ging es ihnen und den Menschen um ihnen herum?  
Was haben sie erlebt?  
Wir können davon ausgehen, dass sich das auch zum Teil

in den biblischen Texten spiegelt. Welche Erfahrungen haben also die Entstehungszeit der Evangelien geprägt?  
Israel war über viele Jahre von Rom besetzt.  
Es gab Unterdrückung. Hohe Steuern wurden erhoben. Aufstände wurden brutal niedergeschlagen und mit Massenkreuzigungen beantwortet.  
Im Jahr 70 unserer Zeitrechnung schließlich wurde der letzte Aufstand durch römische Truppen niedergeschlagen und Jerusalem dem Erdboden gleich gemacht.  
Auch der Jerusalemer Tempel wurde komplett zerstört. Unzählige Menschen hatten nicht nur ihr Hab und Gut sondern auch ihre Angehörigen, Nachbarn und Freunde verloren. Viele hatten selbst Gewalt erfahren, waren traumatisiert.

Die Straßen waren voll von obdachlos Gewordenen und von römischen Truppen. Es herrschten Angst, Schmerz, Verzweiflung.

Es ist eine Erfahrung,  
die auch heute viele Menschen in  
Kriegsgebieten machen müssen.  
In Syrien, in der Ukraine,  
in und um Israel und Gaza.  
Eine Erfahrung aber auch,  
die noch vielen alten Menschen  
bei uns  
auch nach 80 Jahren Frieden  
noch in den Knochen steckt.  
Die unbewusst auch an ihre  
Kinder und Enkel  
weiter gegeben wurde.  
Sogar in unseren Genen  
kann man das inzwischen  
nachweisen.  
Gewalt und Krieg  
sind mit Friedensverträgen  
und gerichtlichen Verurteilungen  
nicht vorbei.  
Erfahrungen von Krieg und  
Gewalt  
prägen nachhaltig.  
Nach Erfahrungen von brutaler  
Gewalt  
war und ist man sehr vorsichtig  
mit dem,  
was man öffentlich sagt oder  
aufschreibt.

So auch um das Jahr 70 nach  
Christus  
und in den darauffolgenden  
Jahren,  
als die Evangelien  
aufgeschrieben wurden.  
Es war nicht möglich,  
sich klar und offen  
gegen die Besatzungsmacht zu  
äußern.  
Das war viel zu gefährlich.  
Also machte man das,  
was die Klugen in allen  
Unrechtsregimen

schon immer gemacht haben:  
sie verbargen das,  
was sie eigentlich sagen wollten,  
hinter Bildern und Vergleichen.  
Unschuldige Schafe.  
Höchst gefährliche Wölfe.  
Die ersten christlichen  
Gemeinden  
lebten in großer Bedrohung.  
Wie Schafe,  
die um die Gegenwart  
einer Übermacht von Wölfen  
wissen.  
Sie galten als eine jüdische  
Sekte.  
Jesus wurde wie ein  
Aufständischer  
behandelt.  
Das hatten auch die Evangelisten  
konkret vor Augen.

Aber sie waren von der Sache  
Jesu  
nach wie vor unendlich  
begeistert.  
Sie wollten sie verbreiten.  
So konnten sie sich identifizieren  
mit den 72, die Jesus ausgesandt  
hatte.  
Nicht erst in der Zeit der  
Evangelisten,  
auch schon zu Jesu Lebzeiten  
lebte Israel in großer Bedrohung  
durch die Besatzungsmacht  
Rom.  
Wie Schafe unter Wölfen.  
Wenn Jesu Freundinnen und  
Freunde  
sich aufmachten,  
Jesu Kommen vorzubereiten  
und seine Botschaft zu  
verbreiten,  
war das kein  
Sonntagsspaziergang

und auch kein Abenteuerurlaub.  
Sie stießen auf Widerstände,  
hatten aber so viel Kraft,  
nicht aufzugeben.  
Weder die 72 von Jesus  
Ausgesandten,  
noch die Christ:innen der ersten  
Gemeinden.  
Mehr noch:  
die Hoffnung auf das Reich  
Gottes  
trug sie sie so sehr,  
dass sie ihre Erfolge sehen  
konnten  
und sich nicht  
von den Misserfolgen runter  
ziehen ließen.

Vielleicht hatten sie auch die  
hoffnungsvollen  
Texte und Bilder von Jesaja vor  
Augen,  
die wir in der ersten Lesung  
gehört haben.  
Denn die jüdischen Schriften  
kannten sie gut.  
Auch zu der Zeit des Jesaja,  
lange vor Jesus,  
gab es eine große Zerstörung  
Jerusalems.  
Es gab eine riesige  
Vertreibungswelle.  
Die ganze Oberschicht Israels  
war ins Exil verbannt worden.  
Aber in der Textstelle der  
heutigen Lesung  
war das vorbei.  
Endlich durften sie heim.  
Durften sie wieder  
als ein Volk zusammen leben.  
Ich stelle mir das so vor:  
Der Prophet,  
der in der Bibel Jesaja genannt  
wird,

ist an einem Ort,  
von wo er die ganze Stadt  
Jerusalem  
gut überblicken kann.  
Er sieht Zerstörung und Trümmer  
und all das Leid dahinter.  
Aber er sieht auch,  
wo etwas daraus neu gebaut  
wird.

Um ihn herum stehen vielleicht  
andere Menschen,  
Erwachsene, Kinder.  
Es tut ihnen gut,  
so nah beieinander zu sitzen,  
denn eine schwere und  
gefährliche Zeit  
liegt hinter ihnen.  
Jesaja hat immer kluge Worte.  
Ihm hören sie gerne zu.  
Seine Wort geben ihnen Kraft  
und Zuversicht.  
„Seht ihr die vielen Häuser,  
die noch immer kaputt sind?“  
fragt Jesaja.  
"Was für ein trauriger Anblick."  
Aber dann hellt sich sein Gesicht  
auf.  
„Aber wir sind hier.  
Wir leben.  
Wir haben uns und unsere  
Gemeinschaft!  
Und seht, dort drüben  
da sind schon  
ganz viele Häuser wieder  
aufgebaut!  
Wir haben unsere Stadt zurück.“  
Sein Blick fällt auf eine Mutter,  
die ein Baby im Arm hält und  
stillt.  
Ganz sicher hält sie das Kleine  
und voller Zärtlichkeit.  
"So ist es mit Gott", sagt Jesaja.  
"Wie Babys,

die an der Brust ihrer Mutter  
saugen,  
sollen wir uns ab jetzt wieder  
in unserer Stadt fühlen:  
satt, warm und sicher.  
Genau so hat Gott es uns  
versprochen.  
Wie einen erfrischenden  
Wasserstrom  
wird Gott Frieden in die Stadt  
bringen.  
Und trösten wird Gott uns,  
die wir so viel Leid erfahren  
haben.  
Trösten, wie eine Mutter ihr Kind  
tröstet,  
indem sie es stillt,  
es auf dem Arm trägt,  
auf den Knien schaukelt und  
festhält,  
bis es ihm wieder gutgeht."  
Den Gott,  
den Jesus seinen Vater nennt,  
umschreibt Jesaja  
mit warmen, zärtlichen Worten  
als Mutter.  
Ohne in eine Genderdebatte  
um Rollenklischees eintreten zu  
wollen,  
glaube ich,  
dass wir mehr von diesen  
tröstenden,  
heilenden, zärtlichen  
Gottesbildern brauchen.  
Gerade jetzt,  
wo so viele  
Selbstverständlichkeiten  
wie Frieden und Sicherheit  
zu zerbrechen scheinen  
und vielleicht auch unsere  
Demokratie.  
Wo wir den Klimawandel hautnah  
an Tagen mit heißem Wetter  
spüren

und wo bei vielen  
alte, längst vergessen geglaubte  
traumatische Erinnerungen  
zurückkehren.  
Da kann uns das Bild von Gott  
als stillender, tröstender,  
inneren Frieden schenkender  
Mutter  
Halt und Hoffnung geben.  
Die Menschen um Jesaja  
die Menschen der ersten  
christlichen  
Gemeinden  
und Menschen in heutigen  
Kriegsgebieten  
waren oder sind  
Unrecht und Gewalt ausgesetzt.  
Heute sind auch immer noch  
viele Menschen  
Hass und Gewalt ausgesetzt  
aufgrund von Rassismus  
oder ihrer von der Mehrheit der  
Gesellschaft  
abweichenden Identität.

Die meisten von uns hier müssen  
- Gott sei Dank! -  
nicht auf Trümmer schauen  
und sich von akuten persönlichen  
oder gesellschaftlichen Traumata  
erholen.  
Aber "Unter jedem Dach ein Ach"  
sagt man.  
Kein Leben ist ohne Leid.  
Wie gut, wenn Gott  
in allem und trotz allem  
auch als tröstend erfahrbar sein  
kann. In Jesu Worten als  
liebender Vater.  
In denen von Jesaja  
als tröstende und nährende  
Mutter.  
Amen.